Die Mission der Liebe

Michael Martin, Febr. 2007

Der Anlass für diese Schrift

Die alljährlich in Nürnberg stattfindende Spielwarenmesse hat zu ihrer Eröffnung am 01.02.2007 in mir die Erinnerung an die „Schneekönigin“ wachgerufen. Dieses Märchen von dem Dänen Christian Andersen (1805 - 1875) hatte mich vor vielen Jahren besonders berührt. Ich hatte es nach einer Märchen-Ausgabe von 1888 in eine kürzere Form gebracht, die die einzelnen Stufen des Geschehens deutlicher werden liess. Heute sehe ich nun, wie dieses Märchen noch weit aktueller geworden ist. Denn die erste Ankündigung der Messe in der Tageszeitung (Nürnberger Nachrichten) betont, wie die „künstliche Intelligenz im Trend“ liegt: Der abgebildete „Hightech-Roboter für knapp 400 EUR steht für einen Megatrend bei Spielzeug: Elektronik vom Feinsten ...“ – mit der Abbildung eines menschenartig konstruktuierten Roboters fast in Menschengrösse. „Technik, Technik, Technik“ – so bezeichnet ein Fachmann diesen Mega-Trend. Oder ein „interaktiver“ Papagei: der naturalistisch nachgebildete Vogel reagiert auf Streicheleinheiten, plappert Sätze nach und bewegt sich rhythmisch zu Musik jedweder Stilrichtung. „Ich habe mir sagen lassen, dass in diesem Plüschtier mehr künstliche Intelligenz steckt, als für den ersten Mondflug zur Verfügung stand ...“ – „Fantasiewelten bilden im Spielzeugland das Paralleluniversum zur detailgetreu verkleinerten Realität ...“ (Nürnberger Nachrichten, 27.02.2007). Auch das Gegenteil fehlt nicht: die Kuscheltiere und -puppen, die reden, weinen und strampeln können, die alles elektronisch gesteuert nachmachen, was ein „echtes“ Baby aus seinen Lebens-Impulsen tut. Wie wird ein „echtes“ lebendes Kind in einer solchen Welt der Täuschungen aufwachsen, welches Verhältnis wird es zu seiner Umgebung gewinnen, zu den Menschen, mit denen es zusammen lebt? Sind dann die „Rauschgold-Engel“ vom Nürnberger Christkindles-Markt die einzigen Engel, die es gibt – und wie steht es zum Christkind, das von der Frauenkirche aus seine Rede durch Lautsprecher über den Hauptmarkt ausstrahlt?

Das sind nur wenige Andeutungen von den erschütternden Problemen, mit denen wir noch lange zu ringen haben werden. Christian Andersen hat sie im Märchen von der „Schneekönigin“ in bildhafter Form etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts zum Ausdruck gebracht. Sicher waren ihm die „Lebenswege“ der Rosenkreutzer nicht unbekannt, die in dem Märchen zu erkennen sind. Die hier vorliegende Schrift gibt davon eine gedrängte Fassung.

Vorwort

Blicke ich in einen Spiegel, so sehe ich mich darin selbst. Mein eigenes Bild wird in ihm zum echten, unverwechselbaren Abbild. Es fällt mir aber nicht leicht, mir klarzumachen, dass die rechte Seite zur linken, die linke zur rechten geworden ist. Schaue ich irgendeinen Gegenstand in meinem Zimmer durch den Spiegel an, so ist es nicht anders. Ich kann sogar den Spiegel so halten, dass das Obere plötzlich zum Unteren wird – und umgekehrt! Ich werde unsicher: ich dachte früher, dass jeder Spiegel die äussere Wirklichkeit absolut naturgetreu wiedergibt. Das stimmt auch; aber es kommt darauf an, wie **ich selbst** den Spiegel halte oder wo er sich mir gegenüber befindet: auf einem buckelig asphaltierten Weg, z. B., können sich Pfützen bilden, die nach dem Regen – bei Windstille – glatte Spiegelflächen haben. Trete ich nahe an solche heran, sehe ich **nach unten** in den Himmel hinein. Und ich sehe mich selbst mit dem Kopf nach unten und den Füssen nach oben am Rand der Pfütze stehen. Ein sehr ungewohntes, ergreifendes Bild. So kann man auf verschiedene Spiegelbilder aufmerksam werden, die eines gemeinsam haben: sie geben allein den Blick auf die **äusseren Erscheinungen** unserer Welt wieder, die ganz verdreht sein können und uns in eine unreale **Traumwelt** (ver-)führen wollen, obwohl sie ganz realistisch sind.

Der Junge, der in der folgenden Geschichte zwei Splitter des teuflischen Spiegels in sich trug, wurde dadurch ein eingebildeter, nur noch die äusseren Erscheinungen unserer Welt wahrnehmender Junge, der keine inneren Erlebnisse in seiner Seele mehr duldete. Er folgte der Schneekönigin in ihr Reich. Das Mädchen lebte in ihrer kindlichen Einfalt ganz hingegeben den seelischen Erlebnissen ihrer Umwelt, für alles aufgeschlossen, was ihrem Herzen entgegenkam. Wie sie den Jungen von seinem materiellen Zwang erlöste, das wird der Inhalt der folgenden Geschichte sein.

Die Geschichte von der Schneekönigin

Nach Andersen, gefasst von Michael Martin, 1991 / 2007

Vor gar langer Zeit geschah es einmal, dass der Teufel einen besonders guten Tag hatte. Er besann sich hin und her, wie er den Menschen auf der Erde einen Schaden zufügen könnte, an den sie zeitlebens denken sollten! Mit Listigkeit ging er zu Werke. Er machte einen kostbaren Spiegel aus glänzendem Glas, und wer hineinsah, konnte alles darin erblicken, deutlicher und klarer denn je. Nur die Farben wollten ihm nicht so recht gelingen; es war alles wie grau, was man darin sah – aber was machte das schon? Die Menschen rissen sich darum, hineinzuschauen und sagten, es sei wie ein Wunder – nun erst könne man sehen, wie die Welt und die Menschen wirklich seien. Der Teufel lachte aus vollem Halse, dass ihm seine Erfindung so gut geglückt sei, und putzte den Spiegel mit seinem Schneuztuch so blank, dass sein Anblick die Menschen nur noch begehrlicher machte. Sie

drängten sich, einen Blick zu erhaschen und dünkten sich davon sehr klug; aber sie merkten nicht, wie der Spiegel nun alles verkehrte: das Linke nach rechts, das Rechte nach links – die Quelle wurde zur Pfütze, der Sonnenschein ward schmutzige Luft, und ein freundliches Lächeln wurde zur Grimasse; kurz, alles Wahrhaftige wurde unwahr, alles Schöne unnütz, und das Hässliche wurde in dem Spiegel nur umso hässlicher.

Der Teufel fand das sehr lustig, und zuletzt gab es kein Land und keinen Menschen auf der Welt, der darin nicht wäre verdreht gewesen. Nun packte ihn der Übermut, und er wollte mit seinem Spiegel zum Himmel selbst aufsteigen, um sich auch über die Engel und den Lieben Gott lustig zu machen. Aber je höher er kam, desto mehr erzitterte der Spiegel in seinen Händen, bis er ihm plötzlich entglitt und auf der Erde in abertausend Scherben zerbarst. Das war noch ein grösseres Unglück als zuvor; denn manche Stücke waren so klein wie ein Sandkorn, und wer eins davon ins Auge bekam, dem blieb es sitzen, und er sah alles verkehrt, und die Welt erschien ihm in einem kalten, klaren Glanz. Einigen drang auch ein Splitter bis ins Herz hinein; das wurde dann so kalt wie Eis. Ja, es war eine schlimme Zeit für die Menschen – denn sie merkten davon nichts.

Damals lebten in der engen Gasse einer Stadt zwei Kinder. Sie waren keine Geschwister, aber sie hatten einander gern. Ihre Eltern waren Nachbarn und pflegten zwei Rosenstöcke, die ihre Zweige um die Haustüren rankten. Das war ein Blühen und Duften während der Sommerzeit! Die Kinder wussten nichts Schöneres, als unter ihren Zweigen zu spielen. Schien die Sonne in die rotleuchtenden Kelche, so summte das Mädchen ein Lied vor sich hin:

> Rosen, die blüh'n und verwehen;
> wir werden das Christkindlein sehen!

Im Winter aber, wenn draussen lautlos die Flocken fielen, erzählte Gretchens Grossmutter von der Schneekönigin, die mit dem eisigen Hauch ihres Gewandes die Eisblumen an die Fensterscheiben zauberte. Einmal war es dem Jungen, als ob im Dämmerschein aus einem schönen, blassen Angesicht zwei klare Augen zum Fenster hereinblickten; aber der Blick war so kalt, dass er erschrocken hinwegsprang – da stach es ihm ins Herz: ein Splitter aus dem Zauberspiegel hatte ihn getroffen und ein zweiter flog ihm ins Auge. Man konnte davon aber nichts wahrnehmen.

Er griff zu einem Brennglas und betrachtete darunter die Schneeflocken; „sieh nur in das Glas, Gretchen“ – und jede Flocke wurde zu einer prächtigen Blume, zu einem glänzenden Stern. Das war schön anzusehen! „Siehst du, wie künstlich! Die sind viel hübscher als wirkliche Blumen!“, sagte er zu ihr, „es ist kein Fehler daran!“ Gretchen tat das Herz weh, wenn sie dabei an die Rosen

dachte. Sie nahm ihr Bilderbuch, und Kai, der Junge, wollte auch nicht mehr mit ihr spielen, weil er sich dafür zu gross dünkte.

Er holte seinen Schlitten und ging hinaus. Munter tanzten die Flocken. Ein vornehmer Pferdeschlitten, auf dem eine zarte Frauengestalt in einen dichten Pelz gehüllt war, fuhr langsam an ihm vorüber. Er band seinen Schlitten daran – das gab eine lustige Fahrt! Der Kutscher nickte ihm freundlich zu, und immer schneller ging es dahin, zum Tor hinaus, dass es ihm dabei fast Angst wurde. Es war kein Halten, und Kai erschrak, er wollte beten, aber es fiel ihm nur das grosse Einmaleins ein. Da wandte sich die Frau um, und er sah in ihr blasses Angesicht; ein klügeres, schöneres konnte er sich nicht denken. Pelz und Mütze waren ganz von Schnee und glänzend weiss – es war die Schneekönigin! Sie holte ihn zu sich und schlug den Pelz um ihn, dass es ihn wie mit einem eisigen Hauch umwehte. „Friert dich noch?“ fragte sie; dann küsste sie ihn auf die Stirn. Oh, das war kalt wie Eis, das ging ihm bis ins Herz; es war, als sollte er sterben – aber nur einen kurzen Augenblick, dann merkte er von alledem nichts mehr. Er fühlte keine Furcht und erzählte ihr, dass er im Kopf rechnen könne, sogar mit Brüchen, und die Einwohnerzahlen der Städte wisse. Sie lächelte nur dazu. Die Fahrt ging höher hinauf in das Schneegestöber, die Flocken wirbelten dichter und dichter, bis von dem Schlitten nichts mehr zu sehen war.

Gretchen war traurig, weil ihr Spielkamerad sich so verwandelt hatte. Als er nicht mehr nach Hause kam und man ihn nirgends auffand, konnte sie sich vor Kummer nicht lassen.

Sie frage die Sonne: „Ist mein Kai tot?“ „Das glaube ich nicht!“ antwortete der Sonnenschein. Die Schwalben, die sie fragte, gaben dieselbe Antwort. Die Leute sagten, er sei wohl in den Fluss gefallen und ertrunken oder vor Kälte erstarrt. Da machte sie sich auf, als der Schnee längst geschmolzen war. Sie warf noch einen Blick auf die Rosenknospen, die in ihrer ersten Röte glühten, und ging durch das Stadttor zum Fluss hinab. Sie fragte ihn: „Weisst du, wo Kai geblieben ist? Ich will dir das Liebste geben, was ich habe, wenn du ihn mir wieder gibst!“ Die Wellen wiegten sich so sonderbar, als ob sie „ja“ sagen wollten. Da fasste sie sich ein Herz, stieg in einen Kahn, der zwischen dem Schilf lag, und warf ihre schönsten roten Schuhe, die ihr das Liebste waren, in den Fluss. Indem sie den Schuhen nachsah, die noch eine Weile auf den Wellen tanzten, löste sich der Kahn vom Ufer und trieb in den Strom hinein. Gretchen erschrak; sie rief, so laut sie konnte, aber niemand hörte sie, und munter glitt das Schiff dahin. „Vielleicht trägt mich der Fluss zu Kai hin“, dachte sie und sah nun heiter und voller Hoffnung die grünen Wiesen am Ufer vorüberziehen.

Als die Sonne sich schon neigen wollte, verfing sich das Boot im Schilf des Ufers, und eine alte Frau, die einen grünen, mit lauter bunten Blumen bemalten Sonnenhut auf dem Kopf trug, zog es

mit ihrer Krücke an Land. Gretchen fürchtete sich vor ihr; sie war auch wirklich eine Zauberin! Aber sie sprach freundlich zu ihr; und weil ringsherum die schönsten Blumen blühten, eine duftender als die andere, Gretchen aber so müde war – so blieb sie bei ihr und erzählte, warum sie von zu Hause fortgegangen war, und ob sie nicht den Kai gesehen habe. „Hm, Hm“, brummte die Alte und dachte bei sich: „Nach einem so lieben Mädchen habe ich mich lange gesehnt“. Sie kämmte ihr mit einem goldenen Kamm durch die Haare, und dabei vergass Gretchen alles, was sie hergeführt hatte. Dann ging die Zauberin in ihren Garten, streckte ihren Krückstock gegen alle Rosen aus, und – wie schön sie auch blühten – sie versanken alle in der Erde. Die Alte fürchtete nämlich, dass Gretchen sich beim Anblick der Rosen an Kai erinnern möchte. So verbrachte Gretchen fröhliche Tage unter den vielen Blumen, und es hätte ihr nicht besser gehen können. Eines Tages sass sie am Haus und betrachtete den Sonnenhut der Alten mit all den gemalten Blumen, deren schönste eine Rose war! Die Zauberin hatte vergessen, sie auszulöschen. Da erschrak sie in ihrem Herzen, sprang in den Garten und suchte – aber nigends konnte sie eine Rose erblicken. „Sind hier keine Rosen?“ rief sie schluchzend; aber wo ihre Tränen die Erde benetzten, sprossten im Nu die verzauberten Rosen hervor. Gretchen umarmte sie vor Freude und gedachte der herrlichen Rosen daheim – und an Kai, den sie zu suchen gegangen war. „Oh, wie hab ich mich versäumt!“ rief sie, „wo werde ich Kai wiederfinden?“ Sie ging von Blume zu Blume, beugte sich zu ihnen herab und fragte: „Wisst ihr nicht, wo Kai geblieben ist?“ Und jede erzählte ihr etwas von ihrem eigenen Wachsen und Blühen – aber von Kai konnten sie ihr nichts sagen. Da sah sie zum ersten Mal, dass der Garten von einer hohen Mauer umgeben war – aber der Anblick der Rosen gab ihr Mut; sie schritt auf die Pforte zu, öffnete das rostige Schloss und trat ins Freie. Wie erstaunte sie, als es schon Spätherbst geworden war! Die langen Weidenblätter waren ganz gelb und fielen eins nach dem andern ab, der Nebel lag wie Tau auf der Wiese, und nur der Schlehdorn trug noch seine herben Früchte.

Eilig machte sich Gretchen auf den Weg; aber es war mühselig zu gehen, denn sie hatte ja dem Fluss ihre Schuhe geschenkt. Sie lief und lief, bis ihr die Füsse wehtaten. Da sah sie auf einem Stein eine alte Krähe hocken. „Weisst Du nicht wo ich Kai finden kann?“ rief sie in ihrer Not und erzählte ihr die ganze Geschichte. Die Krähe meinte, einen gesehen zu haben an des Königs Schloss, der das wohl sein könnte. Gretchen scheute keine Mühe und Plage, zum Schloss zu kommen, obwohl es noch gar weit bis dahin war. Die Krähe zeigte ihr Wege und Stege, und es hatte schon angefangen zu schneien. Als Gretchen endlich an dem Wachtposten auf der Zugbrücke vorüber war – wer beschreibt ihren Kummer? Ich glaube, Gretchen hat noch nie so bittere Tränen geweint: denn Kai war nirgends im Schloss zu finden, wo sie auch schauen mochte. Hatte sich die Krähe getäuscht oder war er weitergezogen? Der König erbarmte sich des Kindes, liess ihr ein Paar neue Schuhe geben

und, da sie ihm gefiel, bot er ihr an, sie könne ihr Lebtag im Schloss bleiben. Gretchen aber dachte voll Mitleid an den armen Kai, der so anders in seinem Herzen geworden war, und liess sich nicht abhalten, ihn zu suchen. An den Wänden der Säle huschten graue Schatten vorüber – sie waren im Palast der Träume. Gretchen faltete ihre Hände und sagte: „Wie gut sind nicht die Menschen und Tiere!“ Dann schlief sie sanft ein, und im Traum erschien ihr Kai. … Am Morgen fuhr eine prächtige Kutsche vor mit feurigen Pferden, die sollte Gretchen bis ans Ende des Königreichs bringen, wenn es nötig wäre, um Kai zu finden. Beim Abschied schluchzte sie vor Freude und Dankbarkeit, und die Krähe flog ihr mit schwerem Flügelschlag voraus.

Zuerst ging die Fahrt über Berg und Tal. Der Kutscher liess die Peitsche knallen und der Diener blies in das Horn, dass es gar lustig schallte. Als die Dämmerung einbrach, bogen sie in einen hohen Wald ein, der immer wilder wurde und kein Ende nehmen wollte. Plötzlich ertönte ein Schuss, die Pferde scheuten, und drei Räuber stürzten aus dem Dickicht hervor; die Diener wurden gefangen und erschlagen, und Gretchen musste mit den Räubern fort, ob sie wollte oder nicht. Hui, ging es da über Stock und Stein, dass die Räder krachten! Um Mitternacht waren sie im Räuberschloss, das von oben bis unten auseinandergeborsten war. Im Hof flackerte ein müdes Feuer, daran die Räubermutter sass und in einem rauchigen Kessel die Suppe kochte. Gretchen wurde zu dem kleinen schwarzhaarigen Räubermädchen gestossen, das abseits beim Schein des Feuers sass und mit blanken Kieseln spielte, während die Räuber ihre Beute ausbreiteten. „Bist du eine Prinzessin? Dann wird es dir morgen schlecht ergehen; du wirst getötet, und wir feiern ein grosses Fest!“ rief das Räubermädchen; Gretchen aber fasste Mut und erzählte ihr alles, was sie erlebt hatte. „Sie sollen dir nichts antun; komm, du sollst mit mir spielen!“ sagte das Räubermädchen mitleidig und rückte näher zu ihr hin. Dann fügte sie hinzu: „Jetzt wollen wir erst schlafen“ – schob Gretchen in eine dunkle Ecke des Hofes, wo Stroh gebettet war, und warf eine zerrissene Decke über sie.

Gretchen aber konnte vor Angst kein Auge zutun. Die Räuber hatten getrunken und johlten in die Nacht hinaus, dass es schauerlich anzuhören war. Da regten sich zwei Waldtauben, die über ihr in dem alten Gebälk sassen, und sagten: „Ruguh, ruguh! Wir haben den kleinen Kai gesehen! Er sass im Schlitten der Schneekönigin, der dicht über dem Wald dahinglitt, als wir im Nest lagen. Alle starben von ihrem eisigen Hauch, nur wir beide nicht. Ruguh, ruguh!“ „Wohin reiste die Schneekönigin? Wisst ihr etwas davon?“ rief Gretchen. „Frage das Rentier, das dort angebunden ist!“ antworteten die Tauben, steckten die Köpfe unter die Flügel und schliefen. Gretchen konnte den Anbruch des Tages kaum erwarten; dann erzählte sie dem Räubermädchen, was sie von den Tauben wusste. „Das Rentier ist mein Gespiele“, sprach das Mädchen zu ihr, „aber es soll dir helfen. Wenn die Sonne am höchsten steht, ziehen die Räubern aus in den Wald. Meine Mutter trinkt dann aus der

grossen Flasche, und wenn sie schläft, so mache dich mit dem Rentier heimlich auf.“ Das Rentier machte einen Satz vor Freude, als es davon hörte. „Die Schneekönigin zieht durch Lappland, meine Heimat. Dort ist es schön! Dort sind weite Täler mit weichem Schnee! Aber ihren Palast hat sie gegen den Nordpol, wo es von blankem Eis klirrt.“ Als sich die Räuber fortgemacht hatten und die Alte am Mittag laut schnarchend in Schlaf gesunken war, machte sich Gretchen heimlich auf den Weg. Das Räubermädchen hatte dem Rentier Essen und Trinken aufgepackt und winkte beiden ein trauriges Lebewohl, denn es hatte Gretchen liebgewonnen. Das Rentier aber griff mit weitem Schritt aus und trug Gretchen durch den Wald, über Sümpfe und Steppen, wo die Wölfe heulten und die Raben schrien.

In Lappland sollte es noch schlimmer kommen; ein eisiger Wind strich Gretchen durchs Haar, und sie fror bis ins Mark, denn sie hatte ja nur ihr Sommerkleidchen an. Das Rentier aber freute sich, als es wieder Schnee unter den Hufen spürte. Endlich hielten sie an einer ärmlichen Hütte an. Das Rentier hatte Mühe, sein Geweih durch die niedrige Tür zu zwängen. „Wisst ihr, wo die Schneekönigin weilt?“ fragte es die Lappenfrau, die am Herd sass. „Ach ihr Armen! Da müsst ihr noch über hundert Meilen laufen. In der Nordmark wohnt meine Muhme, die kann euch weiterhelfen!“ Also zogen sie weiter, Tag für Tag, bis alle Vorräte aufgezehrt waren und Gretchen ganz traurig wurde – denn wo sollte sie in all dem Schnee und Eis, in der grimmigen Kälte und Dunkelheit, die Muhme finden?

Plötzlich standen sie vor einem Schneehügel; das war ein ganz verschneites Haus, aus dem nur noch der Schornstein herausschaute. Die suchten die Tür und traten ein. Wie wohlig warm war es darin! Und wirklich, die Muhme sass da beim Schein des Kienspans und spann einen Faden. „Du bist klug,“ sagte das Rentier zu ihr, „du kannst alle Winde der Welt zusammenbinden und loslassen, wenn es stürmen soll. Willst du nicht dem kleinen Mädchen einen Trank geben, dass es Zwölf-Männer-Kraft erhält und die Schneekönigin überwindet?“ Die Muhme versank in tiefes Nachdenken; es war, als ob sie weit in der Ferne etwas sehe. „Kai ist noch bei der Schneekönigin und findet dort alles ganz prächtig. Solange der Glassplitter in seinem Herzen nicht schmilzt, wird die Schneekönigin Gewalt über ihn behalten!“ Gretchen aber schaute die Muhme so flehentlich an, dass sie sich zum Rentier wandte und ihm zuflüsterte: „Ich kann ihr keine grössere Macht geben, als sie schon besitzt! Siehst du nicht, wie gross diese ist? Menschen und Tiere helfen ihr, weil sie ein frommes, gütiges Herz hat! Damit kann sie den Jungen erlösen! Bring sie zur Schneekönigin, ihr Reich beginnt zwei Meilen von hier. Aber spute dich und komme sogleich zurück!“ Damit hob die Muhme Gretchen auf das Rentier, und das lief, was es konnte. Erst als ihr die grimmige Kälte ins Gesicht schlug, merkte Gretchen, dass sie Handschuhe, Mütze und Jacke vergessen hatte anzuziehen, aber in der

stürmischen Dunkelheit war an Umkehr nicht zu denken. Da dämmerte in der Ferne ein bläulich-grünlicher Schimmer, das war das Schloss der Schneekönigin. „Nur bis hierher darf ich dich tragen," sagte das Rentier und hiess das Mädchen absteigen. So stand sie nun im tiefen Schnee, ganz allein, ohne Schuhe, ohne Handschuhe, mitten in dem fürchterlichen, eiskalten Finnmarken, und sah das Rentier von weitem davontraben.

Sie lief voran, so schnell sie nur konnte. Da wirbelten dichte Wolken von Schneeflocken auf. Sie kamen nicht vom Himmel, sondern liefen gerade auf sie zu. Je näher sie kamen, desto grösser wurden sie. Sie hatten die sonderbarsten Gestalten, wie Eisriesen sahen sie aus. Sie sperrten sich mit ihren Sternzacken wie Spiesse und Hellebarden Gretchen rings entgegen. Nirgends sah sie einen Ausweg, und in ihrer Not wandte sie sich im Gebet zu Gott, und heisse Tränen rannen ihr von den Wangen. Die Kälte war so gross, dass sie ihren eigenen Atem sehen konnte. Er ging ihr wie Rauch aus dem Mund. Der Atem wurde dichter und dichter und gestaltete sich zu kleinen Engeln, die mehr und mehr wuchsen, sobald sie die Erde berührten. Sie hatten Helme auf den Köpfen und Lanzen und Schilde in den Händen. Es wurden immer mehr, und da Gretchen ihr Vaterunser beendet hatte, war ein ganzes Heer um sie. Sie stachen mit ihren Speeren gegen die gräulichen Schneeflocken, so dass diese in hundert Stücke zersprangen. Und Gretchen ging mutig und fröhlichen Herzens vorwärts. Die Engel streichelten ihre Hände und Füsse, da empfand sie die Kälte nicht mehr und eilte dem Schloss der Schneekönigin zu. Dessen Wände waren gebildet von dem treibenden Schnee, die Türen glänzten von blankem Eis. Sie schaute in einen riesigen Saal. Seine Säulen waren mit schimmernden Eisstücken ausgelegt. Kalt flimmernde Nordlichter warfen ihren Schein darüber hin. Mitten in diesem unendlichen Schneesaal breitete sich ein zugefrorener See aus. Der war in Tausend Stücke gesprungen, aber jedes Stück glich dem anderen so, dass es ein wahres Kunstwerk schien. Da stockte ihr fast das Herz, denn mitten in dieser Leere sass Kai, wie festgefroren, aber doch lebendig. Ganz blau vor Kälte sah er aus, aber er merkte es nicht. Dazu schien er so klug und hochmütig, dass es ihr weh tat. Immer wieder auf Neue legte er die Eisstücke zu Figuren zusammen, aber noch immer hatte er die richtige nicht gefunden. „Erst, wenn du das rechte Wort ausfindig machen kannst, schenke ich dir die Freiheit und die ganze Welt dazu" – so hatte ihm die Schneekönigin gesagt.

Gretchen konnte nicht mehr an sich halten; sie stürmte auf ihn zu und schloss ihn in ihre Arme, und das Lied von den Rosen, das sie so gern zusammen gesungen hatten, kam ihr über die Lippen:

Rosen, die blüh'n und verwehen;
wir werden das Christkindlein sehen!

Und unter ihren Tränen schmolz der Glassplitter in Kai's Herzen. Jetzt erst erkannte er sie und erwachte wie aus einem tiefen Traum und konnte seine Tränen nicht mehr zurückhalten, und das Spiegelkörnchen wurde aus den Augen herausgeschwemmt. Und Gretchen küsste seine Wangen, und sie wurden blühend. Sie küsste seine Augen, und sie leuchteten gleich den ihrigen. Sie küsste seine Hände und Füsse, und er war gesund und munter. Jubelnd rief er: „Gretchen, liebes Gretchen – wo bist du so lange gewesen – wo war ich so lange Zeit?“ Und rings um sich blickend: „Wie kalt ist es hier, wie weit und leer!“ Gretchen lachte und weinte vor Freude, weil sie nun endlich Kai gefunden hatte. Und da begannen auch die Eisstücke sich ringsum zu bewegen und zu tanzen, dass es gar wunderlich anzuschauen war. Als sie dessen satt geworden waren, legten sie sich gerade in dem Wort zurecht, das Kai hätte suchen sollen. Es hiess „**Ewigkeit**“.

Nun, da die Schneekönigin, die mit ihrem Schlitten auf der Reise war, all ihre Macht über ihn verloren hatte, fassten sie sich an den Händen und verliessen das Schloss und wanderten voller Glück ihrer Heimat entgegen.

Was soll ich euch noch erzählen? Sie trafen das Rentier, die Muhme, die Lappenfrau, und alle halfen ihnen weiter. Das Räubermädchen sprengte auf einem Rappen einher, es war des Räuberlebens überdrüssig geworden. Die Tauben und die Krähe aber waren längst gestorben, der König ein uralter Mann mit einem langen, weissen Bart. Gretchen dankte ihnen allen, auch dem Fluss, der sie getragen. Die Rosenstöcke hatten dicke Stämme bekommen; sie blühten über und über, als Kai und Gretchen vor den Haustüren standen, durch die sie als Kinder so oft ein- und ausgegangen. Die Grossmutter sass in Gottes hellem Sonnenschein und las aus der Bibel: „Werdet ihr nicht wie die Kinder, so werdet ihr das Reich Gottes nicht schauen!“ Da merkten sie erst, dass sie erwachsen geworden und doch Kinder in ihren Herzen geblieben waren. Die sahen einander in die Augen und verstanden nun den alten Gesang:

> Rosen, die blüh'n und verwehen;
> wir werden das Christkindlein sehen!

Nachwort

Mit diesem Lied endet das Märchen. Die Rosen verwandeln sich und tragen wie eine Auferstehung die Liebe des Christkindes in das Leben der beiden jungen Erwachsenen hinein. Nur wer die vorgeburtlichen Erlebnisse nicht vergisst und sie durch alle Mühsal und Schwere des Erdenlebens hindurchträgt, kann sie verwandeln und das Licht des Christus in sein Herz leuchten lassen – weit in alle Ewigkeit.

Bedenkt man, wie das Lied von den Rosen als Grundakkord das ganze Märchen von Anfang an begleitet, so kann sich dem Leser nun auch die Bedeutung der Rosen erhellen. Sie waren schon in alten Zeiten Bilder für Liebe, Tod und Auferstehung. Unter dem „Rosengarten“ verstand man den Friedhof im Zusammenhang mit dem Weiterleben nach dem Tod. Der griechische Lyriker Pindar spricht von „rosengeschmückten Wiesen des Jenseits“.

Die Erfindung des Spiegels ist das wesentliche Grundmotiv der Ereignisse, die im Vorwort angedeutet wurden. Wir werden dadurch in eine bestimmte Zeitepoche versetzt. Es war wie ein Aufwachen, als Albrecht Dürer den Hasen, ein Rasenstück, eine Menschengestalt und vieles andere so malte, wie sie in „Wirklichkeit“ mit den Augen zu sehen sind. Dieser Realismus war neu (A. Dürer 1471 - 1528). Man suchte peinlich genau das äussere Erscheinungsbild wiederzugeben. Charakteristisch dafür sind z. B. die anatomischen Zeichnungen Dürers, die nichts anderes darstellen sollten als die Massverhältnisse der Körperteile zueinander. Bei solchen Versuchen wurde logischerweise alles Seelische, die Stimmung, die die Haltung der Menschengestalt bestimmt, ausgeschaltet.

Genau so erging es dem Jungen Kai, als er der Schneekönigin in die Hände fiel. Seine Seelenwelt verdunkelte sich; er sah nur noch die absolute Regelmässigkeit der Schneeflocken, nicht etwa ihre Schönheit. Er kannte nur noch das grosse Einmaleins, das Rechnen in Brüchen, die Einwohnerzahlen der Städte – aber seine Gebete hatte er vergessen. A. Dürer dagegen hat seine innere Seelenwelt nicht verloren; er hat sich immer wieder in seinen überlieferten Gebeten an Gott gewandt.

Heute droht unsere sinnlich wahrnehmbare Welt und die innere Seelenwelt des Menschen immer mehr auseinanderzuklaffen. Die Tendenz der Spielwarenindustrie ergreift stärker denn je die Technik, um Geld zu raffen, und die Gefahr wird immer grösser, dass besonders die kleinen Kinder den inneren Blick in die Seelenwelt verlieren und vielleicht meinen, dass auch die Menschen elektronisch gesteuerte Wesen seien. Werden sie als Erwachsene nur noch materialistisch denkende und lebende Menschen sein ohne einen Sinn zu haben für das Wahre, Schöne und Gute?

Die beiden Kinder, Kai und Gretchen, lebten in einer ganz anderen Welt des Spriessens, Sprossens und Blühens. Sie verstanden sich gut. Sie waren von zwei Rosenstöcken umgeben, und das Lied, das in dem Blütenzauber der Rosen erklang, ertönt zu Beginn und am Ende der „Biographie“ der Kinder und bei dem Höhepunkt ihres Schicksals, als sie sich nach langer Trennung wiederfanden. Es spricht nicht von den Rosen, wie sie **aussehen** oder von anderen **Tatsachen**, sondern von **Vorgängen, Verwandlungen**.

Zuerst ist es das **Blühen**, das danach ins **Verwelken** übergeht und die Rosenblüten im Winde verwehen lässt – und dann kommt die Tiefwinterzeit, in der die Rose eine ganz andere Gestalt annimmt

und als das **Christkind** erscheint: „Es ist ein Ros' entsprungen, aus einer Wurzel zart / Wie uns die Alten sungen, von Jesse kam die Art ...“ Ein Weg vom **Werden** (Blühen) zum **Vergehen** (Verwehen) und zu einer **Wandlung** in die Gestalt des Christkindes, eine Art Auferstehung nach einem langen, dornigen Lebensweg der beiden Kinder, der in dem Märchen Stück für Stück geschildert wird.

In dieser Tiefwinterzeit ist Kai der Schneekönigin verfallen. Zwei Splitter des zerborstenen Spiegels waren bei ihm in Haupt und Herz gedrungen. Seine Seele war so verändert, dass er nur noch die äussere Spiegelwelt in all ihrer glänzenden Schönheit wahrnehmen konnte, während Gretchen das Lied von den Rosen in ihrer Seele behielt. Kai wurde selbstbewusst und klug, und die Bilderbücher, die sie früher gemeinsam angeschaut hatten, interessierten ihn nicht mehr. Gretchen tat das Herz weh, wenn sie dabei an die Rosen dachte. Kai vergnügte sich mit seinem Schlitten und liess sich von der Schneekönigin betören. Sie verführte ihn in ihr Reich.

Gretchen machte sich auf, ihn zu suchen, denn sie war mit Kai kindlich-herzinnig verbunden. Die weitere Geschichte erzählt von den Wegen, denen sie folgte. Es sind **Lebenswege**, die ganz unbewusst für sie aus der irdischen Erdenwelt hinausführten in das Reich der Seelenkräfte, des Todes, wo das intellektuelle Denken, die materialistische Weltanschauung, die Zerstörung alles Lebendigen ihren Ursprung finden im eisigen Palast der Schneekönigin.

Wohin sollte sie ihre Schritte lenken? Sie fragte zuerst die **Elemente**: den **Sonnenschein**, die Schwalben (das **Luftgebiet**), den **Fluss**. Niemand hatte den Kai gesehen. Aber der Fluss gab ihr Hoffnung. Gretchen verliess den sicheren Boden der **Erde**, indem sie ihre neuen Schuhe dem Fluss schenkte. Ihr Boot strömte hinab in das **Reich des Lebens**, der Pflanzen, der Blumen. Die alte Zauberin, die dieses Gebiet verwaltete, hatte alle Rosen vernichtet, und Gretchen fragte alle Blumen, ob sie den Kai gesehen hätten. Aber die Blumen erzählten ihr nur ihre eigenen Erlebnisse im **Wachsen, Blühen und Gedeihen**, bis Gretchen endlich aus dem Tor entrinnen konnte.

Nun tauchte sie in eine neue Daseinsstufe ein: Man kann sie das Reich der **Sympathie und Antipathie** nennen. Eine alte Krähe führte sie zum Königsschloss. Sie wurde freudig empfangen und fühlte: „Wie gut sind nicht die Menschen und die Tiere!“ In einer prächtigen Kutsche wurde sie weitergeleitet, weil Kai auch hier nicht zu finden war. Da wurden sie im dichten Wald von Räubern überfallen, und Gretchen musste sich durch viele **Lebensängste** hindurchquälen. Aber sie erregte durch ihre verzweifelte Suche nach Kai das **Mitleid** der Räubertochter, die ihr das Rentier als Hilfe anbot, um auf ihm in die nördlichen Eisgefilde reiten zu können. Denn zwei Tauben hatten Gretchen von Kai erzählt, dass er dort lebte.

Gretchen musste nun allein auf dem Rentier durch das eisige Lappland reiten bis zur Nordmark, wo sie bei der Muhme einkehren konnten. Ja, die Muhme wusste um den Kai und von den Glassplittern, die der Schneekönigin die Macht über ihn gaben! Aber auch die Muhme konnte Gretchen nicht helfen und flüsterte dem Rentier zu: „Ich kann ihr keine grössere Macht geben, als sie schon besitzt! Siehst du nicht, wie gross diese ist? **Menschen und Tiere helfen ihr, weil sie ein frommes, gütiges Herz hat!**“

Nun steigert sich die Dramatik auf's höchste: Auch das Rentier verliess Gretchen – sie war völlig allein, selbst ihre schützende Kleidung hatte sie vergessen, weil sie nur an die Rettung von Kai dachte. Da wandte sie sich in tiefster Not im Gebet zu Gott, und von dem Strom ihres Atems getragen bildeten sich die helfenden Gestalten der Engel, die ihr gleichsam das Tor öffneten durch die teuflischen Eisriesen, die sich ihr entgegenstemmten. Hat hier Andersen seiner Phantasie freien Lauf gelassen? Wir denken an die Worte des Alten Testaments: „Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht ...“ Oder an die Worte: „Im Urbeginne war das Wort, und das Wort war bei Gott, und ein Gott war das Wort ...“, mit denen das Johannesevangelium beginnt. Früher war es eine reale innere Wahrheit, dass Worte im Ausatmen Träger geistiger Schöpferkräfte sind. Heutzutage ist diese Überzeugung weitgehend erloschen. So sind diese Worte, ebenso wie das Lied von den Rosen, in einer Märchensammlung („Märchen und Sagen“, Verlag „Das Beste“, Stuttgart 1969) gestrichen, und der Text erzählt dem lauschenden Kind eine liebenswerte Geschichte von der Schneekönigin, deren geistige Realität nicht mehr existiert.

Rudolf Steiner hat die Tore zur Geisteswelt wieder geöffnet, wenn man folgenden Text aus einem Vortrag (23.09.1922, GA216) hört:

> „Und wenn einstmals diese Erde in den Weltenraum zerstäuben wird, dann muss ein Leben vorhanden sein, das zuerst im kosmischen Äther sich dadurch gebildet hat, dass die moralischen Impulse der Menschen, die durch moralische Intuitionen … immer mehr entstehen müssen, durch die Ausatmungskraft ihre Bilder in den Äther hinausgeschickt haben werden. Dann wird sich eine neue Erde, ein Jupiterplanet … aufbauen aus den verdichteten Formen, welche die Menschen in der Zukunft ausatmen werden. So müssen wir auf eine Menschenzukunft hinschauen, in der die Ausatmung eine hervorragende Rolle spielt, wo der Mensch seiner Ausatmung das anvertraut, wodurch er eine Zukunft bilden soll.“

So trägt Gretchen durch ihre reine Liebe und Opferbereitschaft durch die Worte des Vaterunsers die Geistwesen der Engel in das Reich des Bösen herab und kann, von ihnen beschützt, Kai wiederfin-

den und erlösen.

Sie hatte zuerst von den **Elementen** Hilfe bekommen, den Weg zu finden (Sonnenschein, Vögel, Wasser). Dann war sie bei den Pflanzen und Blumen der Zauberin, im Gebiet der Lebenskräfte, des **Ätherischen**. Weiter ging es durch das Reich von Sympathie und Antipathie, zuerst im Königsschloss, dann in der Räuberhöhle. Das ist das Gebiet der **Seelenkräfte**. Gretchen war immer mehr **auf sich selbst** gestellt, auch auf die letzten Hilfen von der Lappenfrau, der Muhme und dem Rentier musste sie schliesslich verzichten. Erst durch diese **Einsamkeit** und die Besinnung auf ihren **geistigen Ursprung im Gebet** öffnete sich ihr die geistige Welt, die sie nie in ihrer Seele verlassen hatte. Die tragende Kraft ist die **selbstlose Liebe**, die sich, wie die Rosen, in ihr immer stärker entfaltete.

> „Durchdringt man das Wesen der Liebe, des Mitgefühls, so findet man in diesen die Art, wie das Geistige in der Sinneswelt sich in seiner Wahrheit auslebt.“
>
> „Wo Liebe, Mitgefühl sich regen im Leben, vernimmt man den Zauberhauch des die Sinneswelt durchdringenden Geistes.“
>
> Rudolf Steiner in dem Buch „Die Schwelle der geistigen Welt“, GA17, Kap. „Von dem Ich-Gefühl und von der Liebefähigkeit“

© G. Martin, Freiburg. https://ggmartin.de